



Mein Name ist Daniel und ich bin dreiundzwanzig Jahre alt.

Was gibt es über mich zu erzählen? Ich denke nicht, dass ich besonders aufregend bin.

Ich bin das, was man gemeinhin als ziemlich normalen Kerl bezeichnet. Langweilig, 08/15 eben. Ich lebe in Berlin und arbeite als Erzieher.

Ich sehe nicht mal besonders spektakulär aus. Braune Haare, braune Augen und mittelgroß.

Mein markantestes Merkmal ist vermutlich eine kleine Narbe an der Augenbraue, die von einem Fahrradunfall in meinem sechsten Lebensjahr herrührt. Und selbst diese Geschichte ist nicht aufregend genug, um sie zu erzählen.

Wenn man nicht gesehen wird, kann man nichts erleben. Und wenn man nichts erlebt, kann man nichts erzählen.

Und doch habe ich angefangen zu schreiben.

Warum, wird man sich fragen. Was hat der Typ zu berichten, wenn er nichts erlebt?

Jeden Tag nach der Arbeit gehe ich hinunter zur Spree. Vorausgesetzt, das Wetter spielt mit. Wobei gesagt werden muss, dass ich in einer Waldkita arbeite. Ich bin bei jedem Wetter draußen. Im Feierabendmodus allerdings nicht. Wenn es regnet oder stürmt, fahre ich nach Hause. Aber sonst sitze ich dort am Wasser auf einer Bank und beobachte, wer an mir vorbeigeht.

Es sind stets dieselben. Menschen mit einer Routine, die jeden Tag diesen Weg nehmen, der zwischen dem Ufer des Berliner Flusses und meiner Bank verläuft.

Ein altes Ehepaar zum Beispiel, macht täglich einen Spaziergang. Sie sind bereits seit über sechzig Jahren verheiratet. Getroffen haben sie sich damals kurz vor dem Kriegsende.

Er ein Veteran, am Bein schwer verletzt, sie seine Krankenschwester. Es war Liebe auf den ersten Blick. Ihre Angst, er müsse zurück an die Front, hat sie zusammengeschweißt und einen Plan schmieden lassen. Sie würde seine Behandlung hinauszögern, die schwere Wunde nur notdürftig behandeln, so dass der Heilungsprozess andauerte.

Leider hatte dieser Plan Folgen. Noch heute spürt er die Verletzung der kleinen Granate. Sie ist nie richtig verheilt. Es ist ein Preis, den man gern zahlt, nur um nicht in das Elend zurückzumüssen, um am Ende vielleicht doch noch zu fallen.

All die Jahre hatten sie ein schweres Leben. Mit seinem Bein konnte er kaum arbeiten, und sie spürte bald die kräftezehrende Seite ihres Berufes.

Der Rücken geschunden, die Gelenke verbraucht, fiel es ihr immer schwerer, zu gehen. Und doch halten sie an ihrem Spaziergang fest. Vielleicht die letzte Chance, den Motor am Laufen zu halten.

Sie haben zwei Kinder, beides Mädchen. Die Älteste lebt nicht mehr in Berlin. Schon beizeiten hat sie den Sprung aus dem Nest gewagt und ist nach München gezogen. Sie wollte die Welt sehen, wollte leben und dem elterlichen Druck entkommen, der sich im Laufe der Jahre aufgebaut hatte.

Dem Ehepaar ist klar, dass sie irgendwann auf Hilfe angewiesen sein werden. Ein Heim kommt nicht infrage, sie sind immerhin eine Familie. Und so lastet die Bürde des Paares auf den Schultern der jüngsten Tochter und ihrer Familie.

Es ist ein ungeheurer Druck, dem die junge Frau ausgesetzt ist. Ein eigenes Kind, ihre Ehe und die Versorgung zweier Menschen, die ihr Leben seit Jahren bestimmen. Sie hat einfach keine Kraft mehr. Zu ihrer großen Schwester gibt es keinen Kontakt. Sie hat mit

ihrer Familie gebrochen, als es darum ging, zurückzukehren, um die Eltern zu versorgen.

Dann die Mutter mit den zwei kleinen Jungen, die gehetzt den Weg entlangrennt.

Sie ist immer im Stress, immer in Eile. Ihre Jungs sind vier und sechs Jahre alt und wollen lieber spielen, als nach Hause zu gehen. Die Frau ist jung. Sehr jung für zwei Kinder. Und sie ist alleinerziehend. Zwei Kinder, zwei Väter. In beiden Fällen war es ein One-Night-Stand. Sie kann nicht einmal Alimente einklagen, weil sie bei ihrem ausschweifenden Partyleben nicht weiß, wer die Männer waren. Es hätten so viele sein können. Und meist sind es Kerle, die nichts besitzen und so am Ende sowieso nicht fähig wären, Alimente zu zahlen. Die Mühe, sie zu suchen, lohnt sich also nicht. Wenn die Jungs älter sind und nach den Vätern fragen sollten, muss sie sich etwas einfallen lassen.

Doch im Moment hat sie es eilig, nach Hause zu kommen. Der Jüngste sitzt in einem alten Buggy, bei dem die Räder bereits eiern. Sie hat ihn in einem An- und Verkauf für drei Euro bekommen und bereits der Ältere hat daringesessen. Er wird vermutlich bald kaputtgehen und die Tatsache, dass der größere der Jungen mault und meckert und an dem Wagen zerrt, weil er im Gegensatz zu seinem kleinen Bruder laufen muss, trägt nicht zur Langlebigkeit bei.

Ihr Tag ist stressig gewesen. Sie macht eine Ausbildung in einem Büro. Die Personalchefin mag sie nicht, der Büroleiter ist ein arroganter Schnösel im Anzug und ihre direkte Vorgesetzte schaut auf sie herab.

Gerade mal fünfundzwanzig Jahre alt und bereits zwei Kinder. Ein vorurteilsbehaftetes Bild in dieser Gesellschaft. Sie ist in den Augen ihrer Kollegen eine typische Hartz 4-TV-Mutti mit asozialen Freunden und einer Mutter in Leopardenleggings.

Es ist ein nie enden wollender Spießrutenlauf, der zu Hause mit zwei übermüdeten, quengelnden Kindern weitergehen wird. Schnell ein Brot zum Abendessen und dann ins Bett, damit sie Zeit für sich hat.

Zeit, die kleine Wohnung aufzuräumen, hat sie kaum. Woher soll sie die auch nehmen? Sie macht schließlich alles allein.

Sie weiß nicht, dass die Erzieher in der Kita bereits Gespräche zum Thema Kindeswohlgefährdung führen.

Jeden Tag setzt sich auch ein alter Mann neben mich. Er sitzt meist eine halbe Stunde dort, schaut auf das Wasser, bevor er weitergeht.

Er trägt immer die gleiche Mütze. Egal, welche Jahreszeit die Stadt beherrscht. An der rechten Hand trägt er zwei Ringe. Seinen eigenen Ehering und den seiner kürzlich verstorbenen Frau. Sie waren

siebenundvierzig Jahre verheiratet. Glücklich und bis zum letzten Tag schwer verliebt.

Vor sieben Monaten hat sie der Krebs geholt. Es war ein kurzes und schweres Leiden, welches er bis zur letzten Minute begleitet hat. Als ihr Herz die Arbeit einstellte, hat er ihre Hand gehalten, sie ein letztes Mal geküsst und ihr versprochen, bald bei ihr zu sein.

Ein Leben ohne seine Frau kann er sich nicht vorstellen. Jeder Morgen ohne einen Blick in ihre Augen, ist ein furchtbarer Start in den Tag. Und seit ihrem Tod ist jeder Tag furchtbar. Die Sehnsucht und Trauer fressen ihn schier auf und im Moment ist er sich nicht sicher, ob es überhaupt einen Grund gibt, weiterzuleben.

Wofür denn auch? Sie haben keine Kinder, es gibt niemanden, der ihm nahesteht. Seine Familie ist tot. Wofür soll er noch weiterleben? Jeden Tag fährt er erst zum Friedhof und kommt dann hinunter zum Wasser, wo er auf meiner Bank sitzt, auf die Wellen der Spree schaut und überlegt, wie er wieder mit ihr zusammen sein kann.

Hin und wieder kommt auch ein junges Paar vorbei. Manchmal trägt sie eine einzelne Blume in der Hand, hat sich stets bei ihm eingehakt. Sie ist hübsch, mit langen, brünetten Haaren und einem zarten Gesicht. Im Sommer trägt sie immer leichte Kleider, im Winter einen langen, dicken Mantel. Sie wirkt zierlich, in jeder

Hinsicht, was wohl auch an ihrer sehr schlanken Gestalt liegt. Sie ist magersüchtig, gerade erst aus der Klinik zurück im Leben und doch kann sie eben dieses schwer fassen. Sie isst, meist regelmäßig, auch wenn ihr jeder Bissen schwerfällt. Genauso schwer ist es für sie, die schönen Dinge des Lebens zu sehen, so wie diese kleine Gerbera, die sie in der Hand hält. Sie fühlt sich wie die Blume. Abgeschnitten vom Leben, langsam welkend. Und doch wird sie sie in eine Vase stellen, um sie mit allen Mitteln im Hier und Jetzt zu halten, obwohl sie bereits auf dem Weg zur Grenze ist.

Ihre Familie und der junge Mann an ihrer Hand werden sie genauso festhalten wie sie die kleine Blume. Er hat mit ansehen müssen, wie sie sich immer weiter runterhungerte, wie sie müder und schwächer wurde. Gegen alles und jeden, der ihr die Hand reichen wollte, kämpfte sie an. Er hat gelitten, leidet noch immer, denn zu sehen, dass sie nicht wirklich geheilt ist, setzt ihm sehr zu. Täglich machen sie den Spaziergang am Wasser, um sie mit den schönen Dingen des Lebens abzulenken.

Er kocht anschließend für sie, Gerichte nach der Empfehlung der Klinik. Sie mag es nicht, aber sie isst es und er weiß das. Wie viel Kraft werden beide noch haben?

Und dann gibt es den einsamen Jogger, der seine Runde stets an meiner Bank beginnt.

Er ist jung, athletisch, muskulös und sieht gut aus. Er trägt meist knielange Sporthosen, ein Muskelshirt und seine Kopfhörer, aus denen harte Bässe dröhnen. Musik, die ihn immer weiterrufen soll.

Früher war er dick. Ein dickes, unsportliches, unbeliebtes Kind. So will er nie wieder sein. Also führt ihn sein Weg mehrmals in der Woche ins Fitnessstudio, wo er Gewichte stemmt. Jeden Tag läuft er von hier bis zum Hafen, was gut zwei Kilometer sind. Dort führt ihn sein Weg dann zum Studio, wo sein Kampf gegen das Fett weitergeht.

Er kennt seine Grenzen, so glaubt er, doch er ist längst dem Sportwahn verfallen. Für ihn zählt nichts anderes mehr als Gewichte, Laufen und Kraftsport. Seine gesamte Ernährung ist darauf ausgelegt, lästige Pfunde loszuwerden und immer mehr Muskelmasse zuzulegen.

Er sieht gut aus, aber wie lange wird er es so treiben, bis er merkt, dass es noch andere Dinge gibt, die es mehr wert sind, dafür zu leben?

Gedanken zu Menschen, die ich nicht kenne. Sie stimmen nicht, das denke ich mir aus, um eine Geschichte zu erzählen. Ich sitze einfach hier und lasse die Gedanken treiben.

Wie sieht meine Geschichte aus, fragst du mich? Ich habe mein gesamtes Leben darauf ausgelegt, unsichtbar zu sein. Ich wette, dass all die Menschen, die tagtäglich an mir vorbeigehen, mich nie wahrgenommen haben.

Vielleicht nicht mal der alte Mann. Er sieht mich nicht einmal an.

Die Menschen hasten an mir vorbei, zu beschäftigt mit ihrem eigenen Leben, als den Kerl auf der Bank wahrzunehmen. Und eigentlich will ich das auch gar nicht.

Über jeden Einzelnen liegen zu Hause kleine Geschichten. Zu Menschen, die ich nicht kenne, über die ich nichts weiß. Unzählige Varianten ihres Lebens. Ich werde niemals herausfinden, welche die Wahrheit ist, oder ob es am Ende eine ganz andere Geschichte gibt. Vermutlich wird es so sein. Es wäre erstaunlich, hätte ich auch nur mit einer ins Schwarze getroffen.

Ich kann das über jeden Menschen machen. Ich sehe ihn, beobachte und schreibe.

Meine Mutter hat sich nie dafür interessiert, was ich tat. Sie war es nicht, die meine Fantasie angekurbelt hat. Dafür hätte sie sich Zeit nehmen und mir vielleicht etwas vorlesen müssen. Bücher gab es bei uns nicht. Nur einen Fernseher, auf dem jeden Tag die neuesten Soaps und Talkshows liefen.

Sie saß auf dem zerschlissenen Sofa, rauchte eine Zigarette nach der anderen und trank billigen Likör. Ich stank immer nach Nikotin. Vielleicht war das ein Grund, warum ich bereits im Kindergarten immer allein spielen musste.

Irgendwann hat eine Lehrerin es gewagt, diesen Umstand in mein Hausaufgabenheft zu schreiben.

Meine Mutter ist ausgerastet, hat gebrüllt, was sich diese Schlampe einbilden würde.

Sie sah mich böse an, als könne ich etwas dafür, so zu riechen. Ich rauche nicht und hasse den Gestank von Nikotin. Mir wird richtiggehend schlecht, wenn ich Zigaretten auch nur im Entferntesten rieche.

Erst jetzt, nach meiner Ausbildung, kann ich mir endlich eine eigene Wohnung leisten. Noch heute rieche ich an meinen alten Möbeln das Nikotin. Ich kann sie noch so sehr schrubben, es ändert einfach nichts. Der Gestank bleibt. Er begleitet mich durch mein Leben, so wie die Erinnerungen an eine Frau, die vielleicht nicht einmal mitbekommen hat, dass ich ausgezogen bin. Sie sitzt noch immer auf dem alten Sofa, trinkt Likör, der selten mehr kostet als drei Euro, raucht billige Zigaretten aus Polen, die ihre Nachbarin mitbringt und wenn sie daran denkt, isst sie Suppe, Fisch oder Nudeln aus der Dose. Sie macht sich nicht mal die Mühe, es aufzuwärmen. Sie isst es direkt aus der Dose. Mir hat sich immer der Magen umgedreht.

In der Küche stehen seit jeher unzählige Dosen. Fertiggerichte, Fisch, Fleisch oder Obst. All das isst sie so, wie es aus der Verpackung kommt. Dazu trinkt sie literweise Kaffee.

Wann ist sie so abgestürzt? Ich würde jetzt gern sagen, dass es ein schlimmes Ereignis war, welches sie so hinuntergezogen hat. Doch so war es nicht, ich kenne sie nicht anders. Einen Vater habe ich nicht, sie

spricht auch nicht darüber. Vielleicht war es ein Quickie im Suff, zwischen Punkt 12 und Vera am Mittag? Wer weiß das schon. Mir hat sie es nie erzählt. Aber irgendwie war ich zustande gekommen. Ein Gedanke, der mich beschäftigt, obwohl ich nicht darüber nachdenken sollte.

Vielleicht möchte ich aber auch gar keinen Vater haben, denn seien wir mal ehrlich: Wer über diese Frau rübertuscht, hat selbst nicht allzu viel im Kopf. Das möchte ich gar nicht so genau wissen.

In der Kita bin ich einigermassen beliebt. Die Kids mögen mich sehr, vor allem die großen Jungs. Ein männlicher Erzieher macht immer Eindruck, wenn er sich nicht total dämlich anstellt. Wir spielen viel Fußball, ich erzähle ihnen Geschichten oder lese vor, weil ich denke, dass es wenigstens einer tun muss.

Manche Kinder kommen aus dem gleichen Milieu wie ich und ich möchte, dass sie wenigstens einmal am Tag ein Buch in der Hand halten. Basteln ist nicht meine Stärke. Ich habe zwei linke Hände und bin zu grobmotorisch. Aber das ist okay, nicht alle Kinder wollen ständig malen, kleben oder schneiden. Mit diesen Kindern kann ich Türme bauen und eine Welt erschaffen, die ihren Köpfen entspringt. Egal, ob drinnen oder draußen, doch meistens ist es draußen, bringe ich ihre Fantasie zum Kochen. Sie dürfen kreativ sein, sich selbst entdecken und vor allem dürfen sie leben. Etwas, wozu ich nie die Chance hatte.

In meiner Kita hat sich kaum jemand dafür interessiert. Notorisch unterbesetzt, waren die Erzieherinnen nur am Jammern, dass sie ja keine Zeit hätten, etwas mit uns zu unternehmen. Jeder war auf sich gestellt. Grundsätzlich nicht schlimm. Freispiel fördert den inneren Geist, sich zu entwickeln. Aber wenn man bereits als Kind ausgegrenzt wird, indem andere Kinder täglich sagen, dass man stinkt, fängt Mobbing bereits im Kleinkindalter an und der freie Geist zieht sich gepeinigt zurück. So saß ich meist allein in einer Ecke und sah traurig dabei zu, wie die anderen Kinder zusammen neue Dinge erschufen.

Irgendwann hat es sich normal angefühlt. Allein sein bedeutete, ich konnte tun, was ich wollte. Niemand redete mir in mein Spiel. Ich übernahm dieses Verhaltensmuster auch in der Grundschule. Für mich allein spazierte ich über den Schulhof, auf der Suche nach etwas, das mich interessierte. Und da fing ich an, Menschen zu beobachten.

In meinem Kopf bildeten sich die tollsten Geschichten über meine Erzieher, Lehrer und Mitschüler. Es war mir egal, ob es stimmte. Ich schrieb es nieder. So füllten sich viele Hefte, die ich im Supermarkt klaute.